

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Heinrich Harrer

Ich komme aus der Steinzeit

Ewiges Eis im Dschungel der Südsee

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Vorwort 7

Zum Eis am Äquator 11

Zur Quelle der Steinäxte 67

Die Balienschlucht 127

Nachwort 201

Zum Eis am Äquator

Asti, asti bandar ko bakaro!
Langsam, langsam fang den Affen!
(Indisches Sprichwort)

4. Januar

Letzte Vorbereitungen in Lae

Vor uns schimmert der Huon-Golf im letzten Licht des Tages, hinter uns glimmen in Lae die ersten Lichter der Nacht auf. Und noch etwas weiter zurück, unmittelbar hinter der Stadt, beginnt bereits der Dschungel der Huon-Halbinsel. Dunkel und drohend liegt er jetzt da.

Russel Kippax ist angekommen. Der dreißigjährige australische Mediziner gehört zu den drei weißen Männern, die mich zum Carstensz-Gebirge begleiten werden. Jetzt ist unser letzter Abend in Lae angebrochen. Wir sitzen auf der erhöhten Terrasse eines der hier üblichen Pfahlbauhäuser und lauschen den altvertrauten Dschungellauten. Ich muß mich an sie erst wieder gewöhnen, an diese schöne und heimelige Musik aus Tierstimmen, knackenden Ästen und stürzendem Wasser.

Morgen werden wir den australisch verwalteten Teil der Insel Neuguinea mit dem Flugzeug verlassen und in den niederländischen Teil fliegen, nach Hollandia, um dort die letzten Vorbereitungen für den Vorstoß ins Carstensz-Gebirge abzuschließen. Wie lange das noch dauern wird? Ich weiß es nicht. Auch Russel Kippax hebt nur die Schultern und läßt die Mundwinkel sinken. Wir genießen zwar die großzügige Unterstützung der niederländischen Regierung und ihrer gesamten Administration hier im Land, aber man darf da trotzdem keine europäischen Maßstäbe anlegen. In unmittelbarer Äquatornähe haben die Leute es mit nichts besonders eilig. Geduld also.

5. Januar

An Bord der Kronduif
Flug von Lae nach Hollandia

Schweißdurchnäßt sind wir ins Flugzeug geklettert, und dann sind wir gesessen und haben, der Erschöpfung nahe, auf den Abflug der Kronduif gewartet. Jetzt haben wir den Start hinter uns und kühlere Regionen erreicht. Doch auch hier oben stehen unserer Stewardess, einer molligen blonden Holländerin, die Schweißperlen noch auf dem mit rosa Puder geschminkten Gesicht, während sie uns versorgt. Uns – das sind zehn Passagiere. Russel Kippax und ich gelten an Bord als Verrückte, weil wir nur bis Hollandia wollen und nicht weiterfliegen nach Biak, um dort Anschluß an die großen internationalen Fluglinien zu bekommen.

Ich muß mich auf die riesigen Entfernungen erst wieder einstellen. Wir Europäer kennen ja die Karten des Pazifik fast nur im »Weltatlas«-Format, 1:30 oder 1:50 Millionen, und eine Menge Leute zu Hause halten deshalb Neuguinea für eine kleine Insel. Aber allein die Flugstrecke Lae–Hollandia mißt 900 Kilometer, und in ihrer West-Ost-Ausdehnung ist die Insel mehr als 2000 Kilometer lang. Das ist eine größere Entfernung als von der deutschen Nordgrenze über Österreich hinweg bis zum südlichsten Punkt Italiens. Und die Gesamtfläche Neuguineas beträgt mehr als das Zweieinhalbfache des Königreichs Großbritannien. Wir fliegen über eine geschlossene Dschungeldecke, vielfältig gewundene Flüsse und mittelhohe Bergketten. Später tauchen einzelne Rodungen im Urwald auf, kleine Flecken im scheinbar unendlichen Meer des Dschungels, auf denen die Hütten der Eingeborenen kaum mehr zu erkennen sind. Dann wieder Schluchten mit stürzenden Wassern, deren weißer Gischt sonnedurchtränkt aus dem dunklen Dschungelboden hervorzuwachsen scheint.

Früher Nachmittag: Wir kreisen über Hollandia mit seinen malerischen Inseln und Buchten. In der Humboldt-Bucht entdeckte ich mitten im Wasser Häuser auf soliden Pfählen: die ersten Fischerdörfer. Outrigger, wie die schmalen Boote der Eingeborenen heißen, beleben das sonst ruhige Bild. Dazwischen, Zeugen einer unruhigen Vergangenheit, liegen einige Wracks japanischer und amerikanischer Schiffe, traurige Hinterlassenschaft des zweiten Weltkriegs.

Die Maschine strebt jetzt landeinwärts. Wir überfliegen den großen Sentanisee, und dann nimmt der Pilot Kurs auf das Landefeld des Flugplatzes Hollandia. Der Bug der Kronduif senkt sich dem Boden entgegen. Dem Boden und der feuchten Hitze.

5. Januar

Hollandia (heute Jajapura)

Am Flughafen holte uns Rafer Den Haan, der Kommissar des Neuguinea-Berglands, ab. Er sieht blendend aus, trägt eine dunkle Brille und einen imponierenden Schnurrbart und spricht fließend fünf Sprachen.

Der Zoll war unter Den Haans Geleit nur eine Formalität, und schon bald nach der Landung saßen wir in seinem schwarzen Fiat. Vor uns lagen Kurven, Kurven und nochmals Kurven, 45 Kilometer. So weit ist der Flugplatz von der Stadt Hollandia entfernt.

Die erste Besprechung hatten wir im Büro des Kommissars. Dort stellte uns Den Haan unseren »Patrol officer« vor, Bert Huizenga, einen blonden Hünen von fünfundzwanzig Jahren. Ihn hatte Den Haan mir vorge schlagen, als ich ihm sagte, daß es wohl fair und unter Bergsteigern recht und billig sei, wenn an der Erstbesteigung des höchsten Gipfels auf niederländischem Gebiet ein Holländer teilnähme. Darüber hinaus hatte die Regierung bei mir angefragt, ob ich bereit wäre, auch noch einen holländi-

schen Geologen auf die Expedition mitzunehmen, und auf meine Zustimmung hin hatte der Vorstand des Bergbauamtes, Dr. Willem Valk, beschlossen, selber mitzugehen.

Morgen soll unser letzter Partner, Phil Temple, der zweiundzwanzigjährige Neuseeländer, zu uns stoßen. Temple war bereits 1961 Teilnehmer einer Expedition ins Hochland gewesen.

Immer wieder wird mir die Frage gestellt, ob ich keine Bedenken habe, unsere Expedition trotz der Gefahr einer Invasion durch die Indonesier durchzuführen. Meine Antwort bleibt stets die gleiche: Wenn man seine eigenen Pläne von drohenden Krisen und politischen Ereignissen abhängig macht, kommt man nie zu einem aktiven Leben. Natürlich treibe ich deshalb keine Vogel-Strauß-Politik. Ich habe mir längst ausgerechnet, welchen Gefahren unsere Gruppe durch eine größere Landung indonesischer Truppen ausgesetzt sein könnte. Ich habe vorgesorgt: Zu unserem Expeditionsgepäck gehören für den äußersten Fall Segelhandwerk, Nadeln, Garne, Taue, Reepschnüre und, als Segel, zehn Ponchos, ferner Land- und Seekarten von Neuguinea bis nach Australien. Zur Not können wir damit von der Südküste nach Australien-Neuguinea, wenn es sein muß, sogar nach Australien segeln. Ich werde also ruhig schlafen können; alles ist gut vorbereitet.

11. Januar

Phil Temple und Bert Huizenga sind schon nach Bokondini geflogen und von dort weiter nach Ilaga, dem Carstensz-Gebirge entgegen. Vielleicht ist Phil von dort aus schon auf dem Weg zu unserem geplanten Hauptlager. Er soll die ihm von seiner vorjährigen Expedition her bekannte Strecke mit Hütten herrichten.

Dr. Valk, Russel Kippax und ich sind noch hier in Hollandia geblieben. Valk und ich haben die Nahrungsmittel gekauft, dazu hundert Äxte und hundert Buschmesser. Außerdem besitzen wir bereits fünfzig Kilo Kaurimuscheln und etwa achtzig Kilo Schmuck, Uhren und Schleifsteine – Lohn für unsere Träger, die wir in Ilaga anwerben müssen. Wir packen den ganzen Tag. Es ist heiß und feucht, und schon nach den ersten Bewegungen steht mir der Schweiß auf der Stirn. Wenn ich mich bücke, läuft er zu dicken Tropfen zusammen und fällt auf die Pakete und Säcke. Expeditionsarzt Kippax strahlt von morgens bis abends über die große Auswahl an Medikamenten, die ich aus Europa mitgebracht habe. Mit Liebe, Fachkenntnis und Sorgfalt stellt er drei Apothekenausrüstungen zusammen.

Morgen werden auch wir Hollandia verlassen. Um neun Uhr soll unsere Kronduif-Maschine starten. Wir fliegen nach Wamena und von dort, vermutlich übermorgen, nach Ilaga zur Vorhut.

Die Drohung Sukarnos, Neuguinea zu »befreien«, hallt wieder energi-

scher aus Djakarta zu uns. Deshalb sind in den letzten Tagen mehr als sechzig Journalisten in Hollandia angekommen und drängeln sich nun in den beiden kleinen Hotels der Regierung. Man spricht von Krieg. Aber wir lassen uns nicht stören. Um acht Uhr früh werden wir morgen mit dem Verladen unserer zweitausend Kilo Expeditionsgepäck beginnen und eine Stunde später starten.

12. Januar

Wamena

Die Organisation klappt weiterhin vorzüglich. Auch hier war bei unserer Ankunft alles vorbereitet. Johansen, der Pilot der »Cama«, startete bald nach unserer Landung mit dem ersten Schub unseres Gepäcks nach Ilaga. Er wird, schätze ich, drei- oder viermal fliegen müssen, und wir drei werden morgen nachkommen. Heute abend wollen wir einige Holländer besuchen, um uns für die großzügige Unterstützung von seiten der Regierung zu bedanken.

13. Januar

Ilaga

Schon als unsere beiden kleinen Maschinen kurz vor der Landung hier kreisten, sahen wir, daß sich eine große Menschenmenge zu unserem Empfang in Ilaga versammelt hatte. Hunderte von Danis, Eingeborene des Berglands, umringten uns dann auf dem Boden mit ihrem charakteristischen »Wa-wa-wa!«-Geschrei, und Phil und Bert hatten Mühe, zu uns vorzudringen. Die Landung auf bergansteigender Bahn war einfacher gewesen, als ich anfangs befürchtet hatte. Später standen wir erleichtert nebeneinander und beobachteten die beiden Maschinen, wie sie den Hang hinunterrollten, schneller und schneller wurden und sich dann, leicht wie Vögel, durch das tiefe Tal wieder hochschwangen. Minuten später verschwanden sie hinter den dschungelbedeckten Bergen im Osten. Ein schönes Bild.

Unser Zeltlager liegt 100 Höhenmeter tiefer als die Landebahn. Eine Kochhütte ist errichtet und ein Graben um den Platz gezogen. Umgeben ist das Lager von Feldern mit süßen Kartoffeln, der Hauptnahrung der Danis. Wie erwartet, regnet es.

15. Januar

Wir richten uns in unseren Zelten bequem ein und sind trotz des Regens guter Dinge. Meine Gedanken sind vollauf mit der Expeditionsplanung beschäftigt. Wenn alles bereit ist, hoffe ich noch Zeit für einige ethnographische Untersuchungen zu finden.

Wie überall in der Welt ist es auch hier schwierig, Träger zu finden. Bert Huizenga ist den ganzen Tag damit beschäftigt, Leute anzuheuern. Trotz-

dem haben wir erst hundert zusammen, die Hälfte von dem, was wir benötigen. Und natürlich gab es auch schon einige Zwischenfälle mit den eingeborenen Danis. Sie leben über das ganze Hochland verstreut. Man schätzt ihre Zahl auf etwa zweihunderttausend, von denen rund sechstausend den Kessel bei Ilaga bewohnen. Aufgespalten in Stämme, die sich wiederum in Klans unterteilen, sprechen sie die verschiedensten Dialekte, die ich nun während der einzelnen Abschnitte der Expedition lernen muß. Eine Schrift kennen die Danis nicht, und das muß zwangsläufig zu Mißverständnissen führen. Aber noch sind die Zwischenfälle eher heiterer als ernster Natur.

Die Dani-Männer sind kräftige, Respekt einflößende Burschen, groß, dunkelhäutig und mit stolz erhobenen Häuptern. Trotzdem dauert es einige Zeit, bis man sie betrachten kann, ohne heimlich zu lächeln: Sie beschmieren sich ihre Gesichter mit Schweinefett und Ruß und tragen im übrigen nur ein einziges Kleidungsstück, nämlich eine ausgehöhlte Frucht, eine Art Kürbis verschiedenster Größen, die sie über den Penis stülpen. Und ob sie nun erschrecken oder sich freuen, sie schreien dann aufgeregt »Wa-wa-wa!« und klopfen dabei mit dem Fingernagel des Daumens gegen die trockene Kürbisschale.

Die Dani-Frauen sind zwar kleiner als die Männer, aber kaum weniger kräftig. Sie tragen nur einen Lendenschurz, den sie aus Baumrindenfasern oder aus gelben Orchideenfasern sehr hübsch und sehr geschickt zu flechten verstehen.

Zurückhaltung, wie wir sie kennen, ist den Danis, Männern wie Frauen, fremd. Ob ich über dem Lagerplatz laufe, ob ich sitze, stehe oder liege, sie stehen scharenweise um mich herum, betasten meinen Hut oder meine Tabakspfeife, lachen, gestikulieren und schreien »Wa-wa-wa!« Es hört sich an wie das unruhige Bellen vieler Hunde.

Gestern entstand eine kleine Aufregung, als zwischen unseren Zelten eine Schlange auftauchte. Schreiend rannten die Danis davon, und erst, als Bert Huigenza mit dem Buschmesser der Schlange den Kopf abgeschlagen hatte, kamen sie langsam und vorsichtig wieder.

Heute vormittag ist Phil Temple mit zehn Trägern losgezogen, um das Hauptlager zu errichten und die Unterstandshütten auf dem Weg dorthin zu vervollständigen. Unser Plan ist, zwischen hier und dem Hauptlager noch ein Kartoffellager zu bauen, und wir hoffen, dadurch die zweite Etappe besser zu bewerkstelligen. Dieser Plan baut sich allerdings darauf auf, daß wir genügend Träger finden. Vorsichtshalber haben wir aber auch die Möglichkeit einkalkuliert, Flugzeuge zum Abwurf von Lebensmitteln einzusetzen. Noch drei Tage. Dann, hoffe ich, werden wir aufbrechen. »Asti, asti bandar, ko bakaro«, sagt der Inder: »Langsam, langsam fang den Affen.« Ich muß jetzt täglich an das Sprichwort denken.

16. Januar

Jeder von uns – Dr. Valk, Phil, Bert, Russel und ich – hat einen »Leibdiener«. Meiner heißt für mich Oskar. Aber die Danis können das »s« nicht gut aussprechen. Deshalb haben wir uns auf »Okar« geeinigt. Über das Radio hören wir, daß heute früh indonesische Truppen versucht haben, in der Etna-Bay zu landen. Sie wurden von den Holländern zurückgeschlagen, aber man erwartet neue Angriffe. Verständlicherweise tauchen deshalb bei meinen Partnern wieder Bedenken auf. Aber ich glaube, es ist mir gelungen, ihnen etwas von meiner Begeisterung für die Expedition zu vermitteln. Vorhin sprach ich mit Temple und Huizenga. Sie wollen alle weiter mitmachen. Was immer auch geschieht, wir gehen zum Carstenz. Dr. Valk allerdings muß uns verlassen. Er hat sich eine Darmerkrankung zuzogen.

17. Januar

Meine Pfeife. Ja, hier ist sie nicht nur Rauchgenuß oder, wie daheim im gemütlichen Sessel, Freund, der in besinnlicher Stimmung meine Gedanken gleichsam auf leichten blauen Wölkchen durchs Zimmer trägt. Hier hat sie auch einen ganz und gar praktischen Zweck. Denn unser allmorgendlicher Wecker, die laut schmatzenden Schweine der Eingeborenen, ziehen einen ganzen Schwarm kleiner, ekelhafter Fliegen hinter sich her. Sie scheinen nichts zu fürchten auf der Welt außer Tabakqualm. Also brenne ich mir jeden Morgen, wenn ich die Schweine quietschen und schmatzen höre, erst einmal die Pfeife an, qualme das Zelt voll und öffne dann erst den Eingang. So habe ich einigermaßen Ruhe vor dem widerwärtigen Fliegengeschmeiß.

Später kommen die Danis und bauen sich in den Zelteingängen auf. Sie drängen, schieben, schnattern und machen einen unbeschreiblichen Lärm. Bert verlor heute früh die Geduld und schoß mit der Pistole in den Boden. Aber er hatte die Rechnung ohne unsere Dani-Wirte gemacht. Zwar flitzten sie erst einmal schreiend auseinander, als aber dann nichts mehr geschah, lachten sie, kamen wieder und begannen ihren Lärm von neuem. Bert gab es auf und zog sich in sein Zelt zurück.

Auch Frauen sind bei solcher Gelegenheit oft mit von der Partie. Sie tragen fast immer ihre Netze voll süßer Kartoffeln bei sich, setzen sich rund um die Zelte und schauen. Einige knüpfen auf runden Rahmen Netze aus Orchideenfasern. Ich bewundere immer wieder ihr Talent, dabei hübsche bunte Muster einzuarbeiten.

Die Hauptbeschäftigung der Danis aber, auch der Männer, ist und bleibt »Schauen«. Es gibt nichts bei unserer Ausrüstung, was sie nicht eingehend betrachten. Sooft sie etwas Neues entdecken, stoßen sie ihre beifälligen »Wa-wa-wa«-Rufe aus, und die Männer klopfen zum Zeichen ihrer Freude mit dem Daumnagel gegen ihr Penisfutteral.

Überhaupt herrscht in unserem inzwischen stattlichen Lager eine vernügte Stimmung, von der offenbar auch die kleinen, gelb-weißen Hunde der Danis angesteckt sind: von morgens bis abends beschnuppern sie uns und unsere Sachen schwanzwedelnd. Wahrscheinlich gehören sie, wie die Hunde der Pygmäen in Afrika, zu den Pharaonenhunden, denn wie diese bellen sie nicht und sind daher besonders gut für die Jagd geeignet.

18. Januar

Russel Kippax und ich sind nun allein. Dr. Valk ist zurückgefliegen nach Hollandia, Phil Temple baut das Basislager am Fuß des Gebirges auf, und Bert Huizenga besorgt in Wamena Nahrungsmittel. Wir brauchen für weitere Träger mindestens zusätzliche sechshundert Kilo Reis, die über dem Basislager abgeworfen werden sollen.

Ich mußte also den Aufbruch der Expedition wiederum verschieben. Um die Wartezeit zu nützen, sind Russel und ich heute früh zu einer Dreitage-tour aufgebrochen. Wir wollen den unerstiegenen, etwas über 4000 Meter hohen Kelabo versuchen und auf den Weg dorthin zum Vonk Lake gehen, ein See, von dem ich so gut wie keine Vorstellung habe und der mich gerade deshalb reizt.

Und nun habe ich meine erste Begegnung mit den pfadlosen, schlüpfri-gen Moos- und Regenwald hinter mir und seine Tücken zum Teil schon am eigenen Leib verspürt. Wir sind zuerst vom 2200 Meter hohen Lager zweihundert Meter tief in den Talboden abgestiegen bis an den reißenden Ilagafluß, der in den Rouffaer-Strom mündet. Als Brücke über den Ilaga fanden wir einen großen Baumstamm vor, der zur Hälfte vom Wasser überspült war. Leichtfüßig und elegant liefen die Träger mit ihren Lasten darüber hinweg. Gewohnt, barfuß zu gehen, war das für sie keine Schwierigkeit. Die Nägel meiner Schuhe dagegen gaben mir auf dem glitschigen Stamm keinen ausreichenden Halt. Vorsichtig balancierte ich Schritt für Schritt, links und rechts von mir tobte der Fluß. Auch rittlings wäre es unmöglich gewesen, die andere Seite zu erreichen: Die Strömung war so stark, daß ihr auch die im Wasser hängenden Füße genügt hätten, um uns mitzureißen. Noch sechs, vielleicht auch nur noch fünf Schritte hatte ich vor mir, zum Greifen nah das rettende Ufer, da rutschte mein linker Schuh etwas seitlich ab, ganz wenig nur, aber genug. Rennen, das war in diesem Augenblick mein einziger Gedanke. Doch der rechte Schuh faßte schon nicht mehr den Stamm, beim nächsten Schritt verlor ich die Balance vollkommen. Eine letzte Kraftanstrengung, ein Sprung, Fels unter meinen Füßen, nasser, abschüssiger Fels, und für den Bruchteil einer Sekunde wußte ich, daß ich mit dem Gesicht daraufschlagen würde. Instinktiv warf ich mich bergseitig, also der Strömung entgegen, ins Wasser, und das Wasser warf mich gegen den Baumstamm. Mit aller Kraft versuchte ich mich daran festzuklammern. Aber mein am Berg geschulter Instinkt hatte mich

hier am Wasser falsch beraten. Ich geriet in den Sog des unter dem Baum hindurchfließenden Wassers und wurde augenblicklich in die Tiefe gerissen. Es war eine verzweifelte Situation: Den Weg nach oben versperrte mir der Wasserdruck, den nach hinten die Kraft der Strömung, den nach vorn ein Gewirr von Ästen, durch das nur das Wasser ungehindert hindurchgurgelte. Nur keine Panik, war mein einziger Gedanke. Es blieb auch gar keine Zeit mehr, an etwas anderes zu denken. Ich mußte handeln. Doch auch dazu blieb mir nur der Platz, den ich, vom Wasser gegen die Äste gepreßt, mit den Händen abtasten konnte. Und da, endlich fand ich ein Loch zwischen den Ästen. Ich griff zu, zog meinen Körper nach und zwängte mich, halb von der Strömung getrieben, halb von meinen Armen gezogen, durch das Loch. Plötzlich konnte ich mich frei bewegen, und das Wasser schoß mich mit seiner ganzen Kraft wieder an die Oberfläche. Die Gewalt der Strömung ließ nach, ich konnte ohne Schwierigkeiten ans Ufer schwimmen, und mein »Leibdiener« Okar zog mich grinsend an Land. Als ich wieder festen Boden unter den Füßen hatte, wurde mir klar, was an meinem Verhalten falsch gewesen war. Ich hätte mich nicht gegen die Strömung, sondern mit ihr ins Wasser werfen müssen. Denn erstens wäre ich ohne das Loch in den Ästen rettungslos verloren gewesen, und zweitens war sogar das Loch eine zusätzliche Gefahr. Hier nämlich, wo sich das Wasser durch eine verhältnismäßig kleine Öffnung hindurchpreßte, rast es noch wesentlich schneller als hinter dem Baum, wo es sich wieder auf breiterem Raum bewegen kann.

Okar betastete mich von allen Seiten, ein paar andere Danis sahen zu, und am Schluß riefen sie alle: »Wa-wa-wa!« Sie hatten also festgestellt, daß ich heil geblieben war. Nur mein alter Hut war auf der Strecke geblieben.

Weiter ging es, eine steile Böschung hinauf, weg vom Fluß. Und das hieß: hinein in den Dschungel. Wurzeln versperrten uns den Weg, querliegende Bäume, oft mehrere übereinander, jetzt in einer anderen Richtung niedergestürzt. Wir turnten wie die Affen darüber hinweg, hantelten uns vorwärts, zogen uns hoch, balancierten, bis wir schließlich einen schmalen Pfad erreichten, eine Rinne im dichten Dschungel, häufig steil aufwärtsführend über lianenbezogene, schlüpfrig gewordene Kalkabbrüche.

Fünf Stunden ging das jetzt so. Bald war Russel Kippax vom Schweiß genauso durchnäßt wie ich vom Wasser, und als wir endlich einen Paß erreichten, hatte keiner von uns auch nur noch einen einzigen trockenen Faden am Leib. Höchste Zeit für eine Rast, unsere Knochen waren schwer geworden.

Ganz anders unsere Danis. Sie turnten auch jetzt noch mit der Geschwindigkeit von Wildkatzen über das Wurzel- und Baumgewirr, sie lachten, bellten und waren kaum zur Ruhe zu bringen.

Russel versuchte ein Feuer anzuzünden. Aber seine Zündhölzer waren

so naß wie meine, außerdem hatte wieder leichter Regen eingesetzt, und da hockten wir nun mit unseren Errungenschaften der Zivilisation, mit unseren Zauberhölzern, die aber nur Feuer zaubern, wenn sie trocken sind.

Eine Zeitlang sah Okar uns zu, wie wir uns mit den Zündhölzern abmühten. Dann nahm er wortlos einen Ast, spaltete ihn in der Mitte auf und steckte Zunder, wozu ihm das Mark einer Pflanze diente, in den Riß. Danach legte er ein paar dünne Zweige und Laub zu einem kleinen Haufen zusammen und darüber den Ast mit Riß und Zunder. Nun nahm er eine Rotangrolle, die er immer bei sich trug, vom Oberarm, schob den Streifen unter dem Ast durch und begann ihn auf und ab zu ziehen, wobei er links und rechts mit den Füßen auf dem Ast stand. Dadurch war es ihm möglich, den Rotang straff anzuziehen. Immer schneller wurden seine Bewegungen, in immer kürzeren Abständen fegte die Schnur über Holz und Zunder, bis sie plötzlich riß: Sie war durch die Reibungshitze durchgebrannt. Aber auch der Zunder war davon in Brand geraten. Wir hatten die uralte »Feuersäge«.

Russ und ich bereiteten uns Ovomaltine, unsere Danis warfen Steine ins Feuer und brieten dann auf ihnen süße Kartoffeln. Und nach weniger als einer Stunde konnten wir weiterziehen. Unser Rastplatz war 3500 Meter hoch gelegen. Nun ging es wieder abwärts.

Nach einem Abstieg von etwa 200 Höhenmetern standen wir wieder vor einem Fluß, etwa zehn Meter breit, ziemlich ruhig und sicher nicht zu queren. Dafür war er schmutzig. Alles hier war braun und schmutzig, der Boden, das Wasser, die Danis, und als wir den Fluß durchwatet hatten, auch Russel und ich.

Aber nun hatten wir es geschafft. Nach dem Fluß durchquerten wir noch ein paar Lichtungen, es gab, nach der Symphonie in Braun, endlich wieder weißen Kalk und roten Rhododendron, und dann fanden wir, gerade als der Regen wieder anfang, die verlassene Hütte. Wo immer sich Danis niederlassen, und sei es auch nur für eine längere Rast, bauen sie solche Hütten aus Ästen, Bambus, Blättern und Farnkräutern, um sich gegen den Regen zu schützen. Und wenn sie weiterziehen, lassen sie die Hütte stehen oder verbrennen sie unter Gejohle. Am nächsten Rastplatz bauen sie dann wieder eine. Material gibt es in Hülle und Fülle, und gebaut ist eine solche Hütte sehr schnell.

Für Russ und mich war dieser erste Tag mit dem langen Anstieg und den großen Höhenunterschieden etwas zu anstrengend. Wir sind todmüde, beide an den Beinen zerschunden, und ich merke jetzt, daß ich mir bei dem Sturz in den Fluß doch eine heftigere Prellung am Oberschenkel geholt habe, als ich zuerst dachte. Aber in der flachen Hütte ist es gemütlich. Die Träger haben noch mehr Farn aufs Dach gepackt, so daß der Regen jetzt nur mehr als leises Rauschen zu hören ist. Ein Feuer brennt, diesmal mit Zündhölzern gemacht, zwischen heißen Steinen schmoren süße Kar-

toffeln, Frösche und etwas Gemüse. Wir warten auf ein Steinzeitessen.

Zehn Träger sind bei uns. Eigentlich wollten wir mit der Hälfte auskommen. Aber man braucht eigene Träger, dazu Träger für die Träger, für deren Kartoffeln, und so sind's am Schluß immer mehr, als man am Anfang gedacht hat.

19. Januar

In 3200 Meter Höhe haben wir übernachtet. Heute früh sind wir zuerst ein Stück abgestiegen und wieder zu einem reißenden Fluß gekommen. Russ klopfte mir auf die Schulter und zeigte auf die einzige »Brücke«: wie gestern – ein Baumstamm. Doch das Wasser schäumte und tobte noch heftiger, ein Sturz würde hier den sicheren Tod bedeuten. Die Danis überwand den Stamm auf nackten Füßen wieder ohne Schwierigkeiten. Ich ging, durch Schaden gewarnt, nur den ersten Teil aufrecht. Da, wo die Rinde aufhörte und das Holz glatt wurde, rutschte ich im Reitersitz weiter. Russ machte es genauso. Aber hin und wieder schlug das Wasser mit solcher Wucht gegen unsere Füße und Beine, daß wir auch jetzt alle Mühe hatten, heil ans Ufer zu kommen.

Der anschließende Weg durch den Dschungel läßt sich in einem Satz zusammenfassen: Entweder mußten wir durch unvorstellbaren Morast waten, oder wir balancierten auf kreuz und quer niedergebrochenen Baumstämmen über schwarze, von undurchsichtigem Ast- und Pflanzengewirr angefüllte Abgründe. Und so waren wir ständig im Zweifel, welchen Weg wir bevorzugen sollten – den durch den abstoßenden, aber ungefährlichen Schlamm und Schmutz oder den über die sauberen, aber tückischen Baumstämme. Neben uns ständig der tobende Fluß, den ich, da er wohl aus dem Vonk-See kommt, Vonk-Fluß nennen möchte. Und immer wieder mußten wir neue Bäche queren, die ihm aus dem Dschungel zuströmen.

Die Landschaft, durch die wir uns mühsam vorwärts kämpften, ist von märchenhafter Schönheit. Überall wachsen prachtvolle Orchideen, rote und weiße Begonien und andere tropische Blumen; die bemoosten Baumstämme mit ihren Verdickungen erinnern an das Bühnenbild eines Hexenwaldes, durch den Fabelwesen geistern; das vom üppigen Laub gefilterte Licht leuchtet unwirklich.

Über fünf Stunden haben wir gebraucht, um unser jetziges Lager zu erreichen. Eigentlich wollten wir hier in 3800 Meter Höhe nur rasten. Aber Russ und ich merkten sehr bald, daß wir uns für diese ersten Tage etwas zuviel zugemutet haben. Deshalb werden wir hier übernachten. Russ schläft bereits. Er hat, als wir die Zelte aufgeschlagen haben, gesagt, er fühle sich so, als habe er gerade den Gipfel des Mount Everest erstiegen.

Unsere Danis spüren offenbar nichts von der körperlichen Anstrengung, obwohl doch jeder von ihnen fünfzehn Kilo Last getragen hat. Aber

sie sind einfach nicht zur Ruhe zu bringen. Überall im Wald höre ich sie bellen und jaulen, manchmal ist kein einziger mehr im Lager. Dann erscheinen sie wieder und drängen sich neugierig in unser Zelt. Das ist typisch für sie; sie fühlen sich in keiner Weise anders als wir, sie verwenden, auch wenn wir gerade selber beim Essen sind, unsere Becher und Löffel, und sie können einfach nicht begreifen, daß Russ oder ich sie manchmal aus dem Zelt hinausdrängen. Vorhin hat Okar entdeckt, daß ich Gold an den Zähnen habe. Jetzt rennt er immer noch draußen herum, klopft aufgeregt mit dem Daumnagel auf seine Penishülle und erzählt den anderen, was mit meinen Zähnen los ist.

Von ihren Streifzügen durch den Wald bringen sie allerlei Eßbares mit, Früchte, ein Fröschlein, manchmal sogar Mäuse und Ratten. Das werfen sie dann einfach ins Feuer, bis die Haare weggebrannt sind, schlitzen es auf, entfernen einen Teil des Gedärms, und den Rest verschlingen sie.

20. Januar

Nun müssen wir doch darauf verzichten, bis zum Vonk-See vorzudringen und den Kelabo zu besteigen. Da wir auf jeden Fall schon morgen wieder in Ilaga sein wollen, sind wir heute früh umgekehrt und haben den Fluß bereits erreicht. Das Carstensenz-Gebirge lockt.

Der Rückweg durch den Regenwald war im Vergleich zum Aufstieg ein Vergnügen. Nun machen wir kurze Rast im gestrigen Biwak. Die Träger sengen gerade einem Opossum die Haare weg. Vorhin habe ich es in meiner Leica-Tasche gefunden. Sie hatten es darin aufbewahrt. Man kann nur immer wieder lachen und gute Miene zu ihrem unschuldigen Spiel machen – sie sehen eben alles als ihren Besitz an. Dennoch haben sie für bestimmte Dinge einen ausgeprägten Eigentumsbegriff. Mehrmals schon fanden wir unterwegs Gemüseärten, bei denen keine Hütten standen, aber es wäre nie einem Dani eingefallen, etwas davon zu nehmen. Das Feld gehörte einem anderen.

Inzwischen sind wir weitergezogen und haben nun unser letztes Nachtlager erreicht. Unser Weg führte über den Gebirgrücken zwischen Ila- und Kelabofluß. Die letzten 150 Meter Abstieg haben wir uns einen Pfad mit dem Buschmesser geschlagen, bis wir an die riesige Rodung gekommen sind. Mittendrin liegt ein großer Gemüsegarten, umgeben von einem Lattenzaun, der mich an ähnliche Zäune zu Hause in den Alpen erinnert. In dem Garten wachsen Bataten, Mais, Bohnen, Erbsen, Kürbisse und Gurken. Gegen ein paar Kaurischnecken erstehen wir von den Eingeborenen »Spinat« – das Kraut der »Bataten«, der süßen Kartoffel –, für jeden zwei Gurken, Mais und Bohnen, und nun steht uns ein Dani-Schlemmeressen bevor.

Langsam komme ich dahinter, warum die Eingeborenen fast nie Wasser trinken: ihre Nahrung ist so flüssigkeitshaltig, daß ein richtiges Durst-